

Sächsische Dorfzeitung.

Ein unterhaltendes Wochenblatt
für den Bürger und Landmann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verleger Heinrich und Waltherr.

Dieses Wochenblatt kostet nebst dem Beiblatt „Der Dampfwagen“ 12½ Rgr. oder 10 gGr. vierteljährlich. Alle Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an. Vierteljährlich wird eine Lithographie beigegeben. Etwasige Beiträge werden unter der Adresse: „An die Expedition der S. Dorfz. in Dresden“ erbeten. Inserate, welche in dem Beiblatt die weiteste Verbreitung finden, erbitten wir unter gleicher Adresse oder durch die Buchhandlung von Fr. Fleischer in Leipzig. Insertionsgebühren 1 Rgr. für die Zeile oder deren Raum.

Politische Weltschau.

Deutschland. Die mehr als vierzehntägige Ministerkrise ist beendet, und wenn man den Versicherungen der bairischen Blätter glauben darf, so ist von den Männern, welche der König mit der obersten Leitung der Landesangelegenheiten betraut hat, ein freisinnigeres Regierungssystem zu erwarten, als es, wie bekannt, besonders in kirchlicher Beziehung unter dem Ministerium v. Abel stattfand. Die Zeit wird lehren, ob diese Hoffnungen in Erfüllung gehen. — Eine sehr verschiedene Beurtheilung erfährt das von den abgetretenen Ministern in Circulation gesetzte Memorandum; während es von der einen Seite volle Zustimmung findet, erblickt man darin auf der anderen Seite eine grobe Verletzung der dem Könige schuldigen Ehrfurcht. Mit einem Worte, der Ministerwechsel scheint zur Parteisache geworden zu sein. Nachdem das von den Ministern v. Abel, v. Gumpenberg, v. Seinsheim und v. Schrend unterzeichnete Memorandum bereits in dem „Verfassungsfreund“ vollständig abgedruckt worden, mögen auch hier einige Auszüge aus diesem Actenstücke folgen, welche einiges Licht über den Ministerwechsel verbreiten, den man nach den fruchtlosen Versuchen so vieler tüchtiger Kammermitglieder, einen solchen herbeizuführen, immerhin bedeutungsvoll nennen darf. Die obengenannten Minister führen an, daß es Augenblicke gebe, in welchen gewissenhaften Staatsmännern nur die betrübende Wahl übrig bleibe, entweder der Erfüllung der heiligsten und beschworenen Pflichten zu entsagen, oder in treuer Erfüllung dieser Pflichten die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten. In diese Lage nun hätten sich die Minister durch den Beschluß des Königs, der Senora Lola Montez das bairische Indigenat (Heimathrecht) durch königliches Decret zu verleihen, versetzt gesehen. Diese

Neunter Jahrg. I. Quartal.

Indigenatsverleihung sei in der Staatsrathssitzung als die größte Calamität, die über Baiern kommen könne, offen und laut bezeichnet worden; diese Ueberzeugung werde nicht allein von dem Staatsrathe, sondern von allen getreuen Unterthanen getheilt. Seit October seien die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet, das, was dort vorgehe, bilde den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung in dem Innern der Familien, wie an öffentlichen Orten, und daraus sei eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehöre. Die Ehrfurcht vor dem Monarchen werde dadurch in den Gemüthern ausgeiligt, weil nur noch Kennerungen des Tadelns und der Mißbilligung vernommen würden; dabei sei das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Baiern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt erscheine, regiert glaube und so mancher Thatsache gegenüber, nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermöge. Männer, deren Treue und Anhänglichkeit an die Person des Monarchen über jeden Zweifel erhaben sei, vergossen über das, was vorgehe, und über die sich täglich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen. Die ausländischen Blätter brächten täglich die schmähslichsten Anekdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen das Staatsoberhaupt, und die polizeiliche Aufsicht vermöge die Einbringung dieser Blätter nicht zu verhindern, sie würden verbreitet und mit Begierde verschlungen. Der Eindruck, den diese Erscheinungen auf die Gemüther hervorbringen müßten, könne nicht zweifelhaft sein; es herrsche nur eine Stimmung im Lande, in dem Palaste des Reichs, wie in der Hütte des Armen, ja sie sei nicht bloß in Baiern, sondern über ganz Europa verbreitet. Das Königthum sei in Gefahr, und die Feinde desselben frohlockten darüber; endlich aber sei nicht zu verbürgen, daß mit der Zeit die Rückwirkung dessen, was vorgehe, nicht auch auf die bewaffnete Macht übergehe, und wo solle

noch eine Hilfe gefunden werden, wenn auch dieses Bollwerk wankt? — Das seien die Beobachtungen der Minister, welche sie mit gebrochenen Herzen pflichtgemäß Sr. Maj. darzulegen wagten; werde ihr heißes Flehen nicht erhört, so bleibe ihnen nichts übrig, als um die Enthebung von den ihnen anvertrauten Ministerien zu bitten.

Der Erfolg dieser Vorstellung ist bekannt; der König hat die Entlassung der Minister angenommen. Minder klar sind jedoch die Folgen dieser Verwicklungen, sowie die dadurch hervorgerufene Stimmung, da die bairischen Blätter bei den Besprechungen darüber überall die Klage an die Spitze stellen, daß es ihnen nicht gestattet sei, frei von der Leber weg zu sprechen, weil es sonst leicht werden würde, die Umtriebe und Machinationen einer gewissen Partei aufzudecken und darzuthun, daß die Veränderungen im obersten Verwaltungspersonale lediglich durch eine wichtige Principfrage, die Frage über die Grundsätze, nach denen fortan die Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten gehandhabt werden solle, hervorgerufen worden sei. Diese Frage sei (wie die neueste Verordnung vom 24. Febr. beweise) in letzter Instanz im Sinne des Fortschritts entschieden worden, und daher komme die Ministerialveränderung. Das oben erwähnte Memorandum und die darin entwickelten Ansichten seien nur ein ebenso verwerflicher als mißglückter Versuch, nachtheilig auf die öffentliche Meinung einzuwirken. Unter diesen Verhältnissen wird es auch dem aufmerksameren Beobachter schwer, sich ein vollkommen richtiges Urtheil über diese Ereignisse zu bilden, ehe die weitere Entwicklung derselben an Ort und Stelle ein helleres Licht darüber verbreitet. — Hieran müssen wir jedoch die Erzählung eines Vorfalles reihen, welcher mit dem Vorherstehenden in Verbindung steht. Ein Professor, Dr. Lassaulx, welcher im Senate eine Beistimmungsadresse an die abgegangenen Minister beantragt hatte, wurde mit einigen seiner Kollegen, die ihn dabei unterstützten und welche sämtlich der ultramontanen Partei angehören scheinen (wie Görres, Phillips &c.), vom Amte suspendirt. Ein Theil der Studenten unternahm in Folge dessen öffentliche Demonstrationen zu Gunsten des obengenannten Professors; es sammelten sich Neugierige, und nachdem es bereits am 1. März Vormittags in der Nähe der Universität zu Unruhestörungen gekommen, arteten diese Auftritte des Abends zu einem förmlichen Straßentumulte aus. Eine Menge Leute aus den niederen Volksklassen, zu denen sich eine nicht geringe Anzahl Neugieriger gesellte, zogen nach der Theresienstraße; es flogen einige Würfe von Eischollen gegen ein dort befindliches Haus, worin eine junge Dame wohnt, die sich, mit einem Pistol in der Hand, zu vertheidigen suchte; es sammelten sich immer mehr Menschen, und bald waren auch die anstoßenden Straßen mit Neugierigen gefüllt. Hierauf mußte Militär requirirt werden, welches die Menge zerstreute und die dortige

Gegend besetzte. Um 12 Uhr war die Ruhe wieder völlig hergestellt, und es haben sich diese gesehwidigen Auftritte in keiner Weise wiederholt, die Residenz ist vielmehr vollkommen ruhig. 26 Personen, darunter 6 Studenten, sind verhaftet worden, und die Untersuchung ist eingeleitet.

Die Königin von Baiern ist nach Wien zu ihrer Tochter, der Erzherzogin Albrecht, gereist; ihr Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt wird, dem Bernehmen nach, längere Zeit dauern.

In Mainz hat sich vor Kurzem eine deutsch-katholische Gemeinde gebildet, nachdem schon längere Zeit vorher die sichere Erreichung dieses Zieles vorbereitet worden war. — Aus Weimar erfährt man, daß die Abhaltung einer deutsch-katholischen Kirchenversammlung, welche im bevorstehenden Frühjahr dort stattfinden sollte, verboten worden sei. (Die Zeiten haben sich in Weimar gewaltig geändert!)

Im Herzogthum Nassau sind die Staatsdiener durch ein Regierungsrescript angehalten worden, hübsch zusammenzuhalten, nicht in Wirthshäuser zu gehen, wo „gemischte“ Gesellschaft anzutreffen sei, bei Urtheilen und Aeußerungen über staatliche, id est politische Dinge sein bedächtig nach den speciell gegebenen Verhaltensmaßregeln sich zu richten, so viel wie möglich in Uniform und mit dem ganz in Vergessenheit gerathenen Dreimaster auszugehen &c. &c. (Das klingt ja beinahe, als wenn der Zopf wieder eingeführt werden sollte.)

Der in England lebende Herzog Karl von Braunschweig hat eine Proclamation im Herzogthume verbreiten lassen, worin er die Leute vor dem Ankauf der Domainen warnt, indem er eines schönen Tages nach Braunschweig kommen und sein rechtmäßiges Eigenthum zurückfordern werde. (Bange machen gilt nicht!)

Preußen. Czarski in Schneidemühl, welcher noch immer seine alten römischen Mucken nicht lassen wollte und von der Kanzel herab verfluchte und verdammt, was ihm eben nicht recht war, ist dadurch, sowie durch seine Orthodoxie in vielfache Conflict mit seiner Gemeinde gerathen; der Gottesdienst wurde zuletzt nur spärlich besucht, und die Gemeindeglieder setzten ihm endlich deshalb den Stuhl vor die Thüre und sagten ihm, daß er lieber seine Wege gehen möchte, wenn er sich nicht ändern wolle. Das hat denn endlich geholfen, und Czarski hat sich nun bereit erklärt, die von seiner Gemeinde verlangten Bedingungen vollkommen zu erfüllen.

Spanien. Die längstgefürchtete Schilderhebung der Carlisten scheint sich jetzt zu bestätigen, mehre carlistische Anführer sind mit ihren Leuten ausgerückt und haben einige Städte in Catalonien, in welchen sich nur wenig Militär befand, überrumpelt. In den baskischen Provinzen fürchtet man einen allgemeinen Aufstand. Der berühmte Carlistenchef Cabrera soll bereits dort eingetroffen sein. Die Königin-Mutter, Madame Munoz, hat die glückliche Idee, Spanien zu ver-

lassen; sie wollte den 8. März nach Frankreich abreisen.

Großbritannien. Man kann sich leicht einen Begriff von dem moralischen Zustande machen, in welchem sich die irische Bevölkerung befindet, wenn man folgende Statistik überschaut. Im Jahre 1846 sind in Irland 12,380 Gewaltthätigkeiten vorgekommen, dabei 176 Mordthaten, 100 Kindermorde, 158 Mal wurde auf Personen geschossen, 258 Straßenräubereien, 3025 Fälle von Viehdiebstahl, 465 Brandstiftungen, 1783 Drohbriese u. s. w.

Frankreich. Die zwischen Herrn Guizot und dem englischen Botschafter in Paris bestandene Differenz ist durch die Vermittelung des österreichischen Botschafters glücklich beseitigt; die beiden Diplomaten sind nun wieder die besten Freunde — auf Hofmanier. — Abd-el-Kader hat nun auch ein Attentat auf sein Leben aufzuweisen; drei Araber haben auf den Emir, als er vor seinem Zelte sein Abendgebet verrichtete, geschossen, ihn jedoch nur leicht verwundet. Die Mörder wurden ergriffen und lebendig verbrannt.

Italien. Der Papst steht im Begriff, mit dem türkischen Sultan, dem Erzfeinde der Christenheit, wie man ihn sonst nannte, ein Freundschaftsbündnis zu schließen; es soll ein päpstlicher Nuntius nach Pera gehen, und ein türkischer Gesandter in Rom seinen Wohnsitz nehmen. — In Rom erscheint seit Kurzem eine Zeitschrift ohne Censur; der Papst hat die erschienenen Blätter gelesen, und da er nichts Anstößiges darin gefunden, die Fortsetzung mit der bisher geübten Nachsicht gestattet.

Griechenland. Der türkische Gesandte hat Athen verlassen und sich nach Konstantinopel begeben; er hatte einem Adjutanten des Königs Otto das Pasvifa nach der türkischen Hauptstadt verweigert und sich hierbei außerdem ziemlich schroff gegen die griechische Regierung benommen. Letztere hat das Ding sehr übel genommen, und es ist deshalb Beschwerde bei der Pforte erhoben worden.

Kleines Theatrum mundi.

Aus Berlin berichtet die D. A. Z. über einen „Christlichen“ Männer-Krankenverein, der sich die Aufgabe gesetzt zu haben scheint, seine Kranken mehr mit dem himmlischen Balsam als mit irdischer Arznei zu unterstützen, der überhaupt mehr und mehr seinen Zweck, dem kranken Leibe zur Gesundheit zu verhelfen, in den Zweck umändert, die kranke Seele recht bald dem Himmel zuzuführen. Beweis für diese Behauptung sind des Vereins eigene im Jahresbericht enthaltene Worte, über deren richtiges Verständnis wohl kein Zweifel herrschen kann, wenn es heißt: „Während viele Kranke meistens nur ein Verlangen nach Unterstützung und äußerer Hilfe kund geben“ u. und: „Ein kranker Jüngling hatte, wie das gewöhnlich der Fall ist, große Lust und ein sehnliches Verlangen,

wieder gesund zu werden u. Nachdem mit ihm gebetet worden, hatte er, zu unserer Freude, kein Verlangen mehr, gesund zu werden, sondern große Lust, abzuschneiden und bei Christo zu sein, ja, er rief auch selbst den Herrn darum an, der ihn auch erhörte.“ In einem anderen Fall erzählt der Verein: „Bei einem mit Schulkenntnissen ausgerüsteten Manne war es nicht ganz leicht, ihm seine unbiblische Gesinnung klar zu machen, denn er erklärte sich die biblischen Aussprüche auf seine eigene irrthümliche Weise“ u. Genug, auch dieser Kranke starb, wie so Viele des Vereins, und jedem Sterbenden schickte der Verein ein „Hallelujah“ nach.

Die Gelehrten sind doch närrische Käuze; da streiten sie sich jetzt um den Namen eines neu entdeckten Planeten, welcher im Mittel 36 Mal weiter von der Sonne entfernt ist, als unsere Mutter Erde, nämlich 756 Millionen Meilen. Le Verrier, ein gelehrter Franzose, welcher sich viel Mühe um diese Entdeckung gegeben, will den Planeten nach seinem Namen taufen, während ihn der berühmte Astronom v. Struve „Neptun“ genannt wissen will. Während dieses gelehrten Streites zwischen Paris und Petersburg setzt indessen der neue Planet, welcher beiläufig gesagt, 9400 Meilen im Durchmesser hält, wie er es seit Jahrtausenden gethan, seinen elliptischen Lauf um die Sonne ungetauft fort; er bedarf nach den Berechnungen der Astronomen, zu dieser colossalen Reise nicht weniger als 217 Jahre.

In Paris hat der am 1. März verstorbene ehemalige Deputirte Delessert, ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben; er hat bestimmt, man solle ihn ganz prunklos begraben, die 12,000 Fr. aber, die das Begräbniß gekostet haben würde, unter 1200 Arme der Stadt Paris vertheilen.

Bilder aus dem Soldatenleben *).

(Fortsetzung.)

Die beiden Grenadier-Bataillone unter dem Oberstleutnant Anger waren, nachdem sie zum Gehorsam zurückgekehrt und versprochen hatten, ihren treu gebliebenen Offizieren zu gehorchen, was sie auch treu erfüllten, abmarschirt und standen am 5. Mai in der Gegend von Chateau Leschi. Nachts um 12 Uhr erhielt der Oberstleutnant Anger die Ordre des Fürsten Blücher, das zweite und dritte Grenadier-Bataillon den 6. Mai früh 4½ Uhr, ersteres zwischen Bierzet und Lozent, letzteres zwischen Verour und Relaur zusammenzuziehen und dort weitere Befehle zu erwarten.

Nachdem das dritte Bataillon ¼ Stunde beisammen und der Mannschaft von ihren Offizieren ruhige Ergebung in ihr Schicksal anempfohlen

*) Berichtigung. In voriger Nummer Seite 76, erste Spalte, Zeile 6 v. o. muß es heißen statt: Grenadier-Bataillon: Garde bataillon, und Seite 78, zweite Spalte, Zeile 30 v. u. statt: dem zweiten Grenadier-Bataillon: den zwei Grenadierbataillonen.

worden war, rückte die Avantgarde der preussischen Cavalerie heran, deren Führer, der Oberst v. Eske, dem Oberstleutnant Unger den weiteren Befehl des Fürsten Blücher bekannt machte, der also lautete: „Es müsse das Grenadier-Bataillon wegen Theilnahme an den verübten Meutereien und besonders wegen Verweigerung des Gehorsams bei dem anbefohlenen Abmarsch bestraft werden, wovon jedoch die Offiziere, Chirurgen, Feldwebel und Fouriere, sowie die ganze Mannschaft, welche am 2. Mai die Wacht gehabt und sich dabei rühmlich betragen habe, ausgenommen seien. Erstere würden ehrenvoll mit ihren Burschen nach Lüttich zurückkehren, die Wachtmannschaft aber völlig armirt ebenfalls dahin abgehen und durch einen preussischen und einen sächsischen Offizier geführt werden; diejenigen Mannschaften, welche nicht auf der Wacht gewesen, sollten entwaffnet und durch preussische Offiziere transportirt werden.“ Die anrückenden Preußen, 2 Cavalerie-Regimenter, 2 Batterien und 10 Infanteriebataillone stark, blieben in einer Entfernung von 1200 bis 1500 Schritt stehen, da sich die Sachsen völlig ruhig verhielten und in ihr Schicksal ergeben hatten. Was hätte auch ein einziges Bataillon gegen eine solche Truppenmacht unternehmen wollen! Der Oberstleutnant Unger ließ die Wachtmannschaft bewaffnet auf dem linken Flügel des Bataillons antreten, die übrigen Grenadiere aber die Gewehre ansetzen, die Taschen und Seitengewehre ablegen und formirte sie sodann in einen besonderen Trupp.

Schweigend, wie die Garde, ergab sich das dritte Grenadierbataillon in sein Geschick; der Oberstleutnant Unger nahm rührend Abschied von seinen Soldaten und trat mit sämtlichen Offizieren den Marsch nach Lüttich an, wohin der Hauptmann Geibler die bewaffnete Wachtmannschaft führte. Die entwaffnete Mannschaft wurde unter der Escorte eines preussischen Bataillons nach Tirlemont transportirt. Der Commandant desselben ließ nach einem kurzen Marsche Halt machen, verlas eine Ordre des Fürsten Blücher, welche die Weisung enthielt, — das Bataillon zu decimiren (d. h. den zehnten Mann zu erschießen), und auf der Stelle wurden drei Grenadiere, die als Rädelshörer bezeichnet waren, erschossen.

Dem erhaltenen Befehl zufolge, stellte der Commandant des zweiten Grenadier-Bataillons, Major v. Wolframsdorf, gleichfalls am 6. Mai früh sein Bataillon auf einem nahe bei Lozent gelegenen Platze in Colonne auf und ließ die Gewehre ansetzen. Das Schicksal des Garde- und des dritten Grenadier-Bataillons war ihm unbekannt, wie überhaupt kein Bataillon von dem anderen etwas mußte; auf die Anfragen sächsischer Offiziere bei preussischen Generalen nach dem Schicksale ihrer Kameraden antworteten diese stets ausweichend.

Gegen 7 Uhr erschienen die preussischen Colonnen und schlossen das Bataillon in der Ent-

fernung von 100 Schritt ein. Um halb acht Uhr brachte ein Adjutant des Generalleutnants v. Krafft dem Major v. Wolframsdorf den Befehl, sich mit dem ganzen Bataillon auf Discretion zu ergeben. Der Major ritt vor die Fronte des Bataillons, machte die Offiziere und Soldaten mit dem Befehle bekannt und ermahnte sie, sich in ihr hartes Schicksal zu fügen. Ein lautes „Ja“ antwortete den Vorstellungen des Majors. Als die Waffen abgegeben waren, machte der Generalleutnant v. Krafft der Mannschaft folgenden Befehl des Fürsten Blücher bekannt:

„Die Offiziere sind frei, die Mannschaft wird, im Fall, daß sie die Rädelshörer nicht entdecken will, decimirt.“

Da die Bitten des Majors v. Wolframsdorf und der anderen Offiziere die Grenadiere nicht bewegen konnten, die Rädelshörer bei den Unruhen in Lüttich anzuzeigen, so befahl der Generalleutnant v. Krafft den Feldwebeln, die Compagnierotten an einen preussischen Major zu übergeben, welcher dann den zehnten Mann einer jeden Compagnie verlas und hervortreten ließ. Ein Todenschweigen herrschte in den Gliedern des Bataillons; als aber das Loos, erschossen zu werden, nach Aussage der Compagnie einen Unschuldigen traf, sank, vom Schmerz überwältigt, der Major v. Wolframsdorf bewusstlos vom Pferde. Diese erschütternde Scene veranlaßte einige Grenadiere, sieben schuldige Kameraden als Rädelshörer anzugeben, die auch der preussische General sofort vorsehen und von denen er nach kurzer Untersuchung vier erschießen ließ; es waren dieß:

der Tambour Kanig von der 2. Compagnie,
der Grenadier Uhde von der 1. Comp.,
Born II. von der 2. Comp. und
Nacknick von der 4. Comp.

Ehe noch das strenge Urtheil vollzogen wurde, trat ein Feldwebel vor und bat den preussischen General, da man die Truppen theilen wolle, ihn doch lieber mit zu erschießen. Der General gewährte diese heroische Bitte nicht. Der Tambour Kanig aber rief noch in dem Augenblicke, als die Preußen nach den sächsischen Soldatenherzen zielten, mit lauter Stimme: „Hoch lebe König Friedrich August!“ Vor der Decimierung schritt der Generalleutnant v. Krafft zur Verbrennung der Fahne, die ihm von dem General v. Borstell, der sich geweigert hatte, dieses Geschäft zu vollziehen, übergeben worden war; den Namenszug des Königs und den Kautenkranz hatten mit Bewilligung des zuletzt genannten Generals die Garde-Offiziere herausgeschnitten, und so wurde sie ohne diese königlich sächsischen Zeichen den Flammen übergeben.

Als die Todesopfer gefallen waren und die Offiziere Abschied von den Compagnieen genommen hatten, begaben sich erstere nach Lozent, das entwaffnete Bataillon aber wurde unter der Escorte eines preussischen Bataillons nach Löwen abgeführt.

Einer Bemerkung können wir hier uns nicht

enthalten — die Offiziere des Gardebataillons blieben bei ihren entwaffneten Mannschaften, die Offiziere der Grenadierbataillone aber überließen die Mannschaften ihrem Schicksale und gingen in das Hauptquartier nach Lüttich.

In dieser Zeit circulirten unter den anderen sächsischen Truppen verschiedene Gerüchte über das Schicksal des Grenadier-Regiments; bald hieß es, die Mannschaften dieser drei Bataillone solle unter die englische Armee vertheilt, oder auch als Gefangene in eine Festung an der Küste gebracht werden; dann ging wieder ein Gerücht, der König der Niederlande und der Herzog von Wellington hätten sich geweigert, auf diese Vorschläge, die doch nur von preussischer Seite hätten geschehen können, einzugehen u. So viel aber ist gewiß, daß englische und holländische Werber sich bei den schönen hochgewachsenen Männern des Grenadier-Regiments einfanden und oft 400 Gulden Handgeld für jene Dienste boten; doch die sächsischen Gardisten und Grenadiere duldeten lieber alles Ungemach der Kriegsgefangenschaft, als daß sie um fremdes Geld den Eid der Treue gebrochen hätten.

Nach der Auflösung des Grenadier-Regiments erließ der Feldmarschall Fürst Blücher aus seinem Hauptquartiere folgenden Tagesbefehl an die sächsische Armee:

„Soldaten des sächsischen Armee-Corps!“

„Schauderhafte Verbrechen sind aus eurer Mitte hervorgegangen. Mit Vertrauen hatte ich mein Quartier unter euch aufgeschlagen, als ich von einer Rottte Rebellen, die ihren Offizieren den Gehorsam aufgesagt hatten, und drei Tage im Aufruhr beharrten, meuchelmörderisch angefallen wurde.“

„Soldaten! Ihr würdet beschimpft, eurer Nation Ehre verlustig vor ganz Europa erscheinen, wenn ich euch nicht das ehrenvolle Zeugniß geben müßte, daß ihr das Gefühl des Abscheus gegen eine verworfene Rottte, welche die erste Pflicht des Soldaten, Gehorsam gegen seine Offiziere, verlegen konnte, hinreichend ausgedrückt hättet. Ihr habt mit Vertrauen auf mich darauf gerechnet, daß ich die Ansprüche, die eure Ehre und die Kriegsgesetze zu machen berechtigt sind, erfüllen würde.“

„Ihr habt euch nicht getäuscht.“

„Das Grenadier-Regiment hat aufgehört zu sein, — die von ihm entehrte Fahne ist verbrannt worden, und dem Verbrechen ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt.“

„Soldaten! fahrt fort, auf die Stimme eurer Offiziere zu hören, sie sind nicht allein berufen, euch am Tage der Schlacht zu führen, es gebet auch zu ihren Pflichten, für euer Wohl und die Erhaltung eurer Ehre zu sorgen.“

„Ich kann euch dann meinen Beifall nicht besser zu erkennen geben, als wenn ich zu Erhaltung eures, bis jetzt noch unbesleckten Namens fortfahre, diejenigen der Strenge der Gesetze zu überliefern, die Verführer oder Ver-

führte, es wagen sollten, den Soldatenruhm durch Frevelthaten zu beschimpfen.“

Lüttich, den 6. Mai 1815.

Blücher.
So sprach Blücher von seinem Hauptquartiere aus zur sächsischen Armee; er, der preussische Feldherr, sah in dem sächsischen Grenadier-Regimente freilich nur Rebellen, — und wenn auch wir den Zustand dieses Regiments nicht gut zu heißen vermögen, so geben wir doch zu bedenken, daß die Grenadiere, wo sie fehlten, es aus Liebe und Treue zu ihrem Könige und Vaterlande thaten, — eine Handlungsweise, die, wo ähnliche Fälle vorgekommen, oft von der Geschichte als eine glänzende Tugend dargestellt worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

In Sachen des Gustav-Adolph-Vereins.

Der Centralvorstand des Evangelischen Vereins der Gust.-Ad.-Stiftung hat an die sämtlichen Haupt- und Zweigvereine ein „Rundschreiben“ erlassen, welches unter den abwaltenden Umständen zu wichtig ist, als daß es der Unterzeichnete nicht möglichst bald zur Kenntniß der Leser auch dieses Blattes bringen sollte. Es lautet also:

„Verehrte Herren! Geliebte Brüder!

Es sind bei dem Centralvorstande bis jetzt schon eine, wenn gleich im Verhältnisse zur Gesamtzahl der Haupt- und Zweigvereine geringe, doch an sich beträchtliche Anzahl von Schreiben eingegangen, welche sich in sehr verschiedener, jedoch größtentheils mißbilligender Weise über den Beschluß der Berliner Hauptversammlung vom 7. Septbr. 1846 aussprechen, zum Theil in der bestimmten Form von Protesten. Auch ist ihm von mehren Seiten auf dem ordentlichen Wege schriftlicher Mittheilung bekannt geworden, daß die verschiedene Stimmung, welche durch jenen Beschluß hervorgerufen worden ist, in Haupt- und Zweigvereinen mancherlei Mißverständnisse veranlaßt hat, ja selbst Spaltungen herbeizuführen droht. Wie schmerzlich und beunruhigend jenes wie dieses für ihn sein müsse, das braucht er gewiß Niemandem zu versichern, der ihm zutraut, daß er wisse, welche Sorge und Verpflichtung er übernommen habe. Aber es kann ihm auch nicht zweifelhaft sein, wie er sich dabei zu verhalten habe.

Ihm steht keinerlei Entscheidung über die streitigen Ansichten zu, kein Recht, die eine oder die andere zu motiviren oder zu empfehlen; er hat allein Sorge zu tragen, daß die Beschlüsse der Hauptversammlung, denen er statutenmäßig untergeordnet, deren ausführendes Organ er ist, aufrecht erhalten werden. Was seine einzelnen Glieder auch für Ansichten über streitig werdende Punkte bei übrigens in geschlicher Form gefaßten Beschlüssen haben mögen, in seiner Gesamtheit und Eigenschaft als Centralvorstand hat er von diesen Ansichten abzusehen, und nur die Be-

schlüsse festzuhalten, so lange sie nicht etwa durch andere von einer späteren Hauptversammlung gefaßte aufgehoben sind. Was nun den vorliegenden Fall betrifft, so ist der vielseitig angefochtene Beschluß der Nichtzulassung des Herrn Dr. Rupp durch eine gefegliche, von Herrn Dr. Rupp und mehreren Abgeordneten, welche für ihn zu stimmen in ihrer Ueberzeugung sich gedrungen fühlten, selbst dringend verlangte Abstimmung herbeigeführt worden, und hieran hat der Centralvorstand sich zu halten, in keinerlei Weise aber Partei zu nehmen. Dieß ist das Erste, und in diesem Sinne hat sich der Centralvorstand bereits in der in dem 4. Rundschreiben abgedruckten Antwort an den Königsberger Hauptverein ausgesprochen. Er wird es aber ferner als seine Pflicht erkennen, ebenso wie er als Organ des Verkehrs innerhalb des ganzen Vereins durch die gewissenhaftesten und pünktlichsten Mittheilungen über alles im Bereiche des Vereins Geschehnde ein gemeinsames Bewußtsein zu erzeugen und zu unterhalten hat, in welchem die zur Hauptversammlung Deputirten zu berathen und zu handeln haben: so auch in dem vorliegenden Falle dafür zu sorgen, daß eine vollständige Uebersicht aller im Vereine laut gewordenen Urtheile vorbereitet und sobald als möglich sämtlichen Vereinen vorgelegt werde, damit daraus die Mittel zu einer weiteren Verständigung gewonnen werden mögen. Der Centralvorstand mag sich nicht denken, daß von irgend einer Seite her etwas Anderes von ihm erwartet werden könne, vielmehr darf er sich gewiß von allen Gliedern des Vereins nicht nur der Zustimmung zu dieser ihm allein gebührenden Haltung versehen, sondern wird auch hoffen dürfen, daß man ihm nicht durch vereinzelte vorzeitige Maßnahmen, insbesondere durch Beschlüsse, welche mit dem vorerst aufrecht zu erhaltenden in Widerspruch stehen, Verlegenheiten bereite, die das Bestehen des Vereins und eine ruhige gesegnete Wirksamkeit desselben nur gefährden können.

Sie werden sich Alle, verehrte Vereinsgenossen, mit uns von Herzen in dem Wunsche vereinigen, daß alle Vereine in dieser Zeit gewiß vorübergehender Irrungen und Mißverständnisse recht fest unseren eigentlichen Zweck und die Hoffnung in's Auge fassen möchten, die wir in so vielen Tausenden von Glaubensbrüdern erweckt haben und die wir nicht dürfen zu Schanden werden lassen. Wirken Sie nach allen Ihren Kräften mit, daß man ablasse von gegenseitigen Vorwürfen und Anklagen, daß man Vertrauen zu einander fasse, damit wir die Erschütterungen bestehen und die Gefahren überwinden mögen, welche unserer Einigkeit drohen. Vor Allem haben wir Liebe zu einander. Denn nur mit ihr werden wir das Rechte finden, um das große Werk hinauszuführen, das mit so sichtbarem Segen von Gott begonnen ist. Alles Große ist schwer. Wir konnten ja fast nicht erwarten, daß unser Werk nur mit gewöhnlichen

Mühseligkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde; wäre es doch dann auch nur ein gewöhnliches gewesen. Aber freilich auch die größere Schwierigkeit, die Gott zu unserer Prüfung uns hervorgehen läßt, müssen bestanden werden, wenn wir uns nicht sagen sollen, das Werk war zwar groß, das wir auszurichten gedachten, aber wir waren dafür zu klein. Denn nicht an den Spruch wollen wir uns halten, daß in großen Dingen auch nur gewollt zu haben schon viel sei, sondern lieber an das Wort, daß wir Alles müssen vermögen lernen durch den, der uns mächtig machen kann. In diesem Sinne lassen Sie uns ein Jeder an seiner Stelle wirken; in der rechten Selbstverläugnung lassen Sie uns suchen zu denken, zu berathen und zu handeln zur Erhaltung sowohl der Freiheit als der Ordnung, welche in ihrer Verbindung Grundpfeiler des Vereins sind."

Leipzig, den 18. Febr. 1847.

Dr. Großmann, Sup., Vorsitzender.
Howard, Pastor, Schriftführer.

Indem ich mir nun aber gestatte, die Aufmerksamkeit der Leser namentlich auf den mittleren Theil des „Rundschreibens“ zu richten, glaube ich noch besonders hervorheben zu dürfen, daß der Centralvorstand hier seine Stellung zu dem, was geschehen ist, die Ausschließung Dr. Rupp's, — und was geschehen solle, — Vermittelung weiterer Verständigung darüber, — auf eine Weise charakterisirt habe, welche als völlig parteilos anerkannt und gebilligt werden muß. Denn das eben ist die Stellung, welche der Centralvorstand einzunehmen hat; er hat nicht zu gebieten, nicht nach rechts oder links hin einzuwirken, sondern zu verwalten und zu vermitteln. Nicht minder verdient der Wunsch des Centralvorstandes die allgemeinste Beherzigung, daß doch alle Vereine den eigentlichen Zweck des Gesamtvereins — Unterstützung bedrängter Glieder der großen evangelischen Kirchengemeinschaft — recht in's Auge fassen und die Hoffnung nicht täuschen möchten, welche der Verein in so vielen Tausenden von Glaubensbrüdern erweckt habe. Denn was soll aus diesen ohnedieß schon ein kümmerliches Dasein fristenden Gemeinden, Predigern und Lehrern werden, wenn ihnen die hilfreiche Bruderhand wieder entzogen würde? Eben darum aber auch muß jeder Haupt- und Zweigverein, ja jedes Vereinsglied, dem Centralvorstande gegenüber denjenigen Wunsch zu dem seinigen machen, welcher unlängst in einer Sitzung des Leipziger Hauptvereins-Vorstandes ausgesprochen und durch Professor Dr. Theile in Leipzig bereits durch die Presse veröffentlicht worden ist. Es ist der Wunsch:

„Der Centralvorstand wolle namentlich der ebenso statutenwidrigen als für den Verein unheilbringenden Bildung sich so nennender kirchlicher Nebenvereine, wie solche in Königsberg und Berlin bereits aufgetaucht sind, mit allen Kräften entgegenwirken.“

Denn indem diese sogenannten kirchlichen Vereine aus den dogmatischen Segnern Dr. Rupp's, also aus solchen bestehen, welche Dr. Rupp aus Gründen des Glaubens ausgeschlossen wissen wollten und wollen, so sind sie es eben, welche den jetzt noch kleinen und Beseitigung zulassenden Riß zu einer nicht leicht wieder ausfüllbaren Kluft zu machen drohen. Sie sind es, durch welche die Gefahr, das unheilvolle Werk der Glaubensspaltung auch auf dem Gebiete der Liebe heimisch zu machen, in Aussicht gestellt wird, während doch jedem Freunde der evangelischen Kirche daran gelegen sein muß, daß dieselbe durch Einigkeit wenigstens in der Liebe zu den Glaubensgenossen stark und unbezwinglich werde, da Einigkeit im Glauben nun einmal da nicht möglich ist, wo freie Forschung in der Schrift und Gebrauch der Vernunft gehandhabt wird. Möchten darum alle, insbesondere auch alle sächsischen Zweigvereine sich durch ihre Hauptvereine bei dem Centralvorstande kräftigst für den betreffenden Wunsch verwenden, das aber um so ungesäumter, als der kirchliche Verein in Königsberg bereits die Genehmigung des preussischen Cultusministeriums zu seiner Constituirung erhalten hat. Im Dresdener Zweig- und Hauptvereins-Vorstande, in welchen mich das Vertrauen der letzten Jahresversammlung berufen hat, werde ich die Sache sofort in Anregung bringen, und es wird hoffentlich an der Zustimmung der übrigen Vorstandsmitglieder nicht fehlen. Denn ob auch die Ansicht der Einzelnen über den Berliner Beschluß verschieden sein möge, in der Ansicht ist der Vorstand einig, daß nur Einigkeit zum Heile führen und den großen Zweck des Vereins erreichen lassen könne.

Dresden, den 7. März 1847.

Diaconus Pfeilschmidt.

Kleine Mittheilungen.

* Am letztvergangenen Bußtage, den 5. März d. J., wurde in hiesiger Gegend ein Grausen erregender Raubmord verübt. Der Hausmann Häßlich in Niederlöbnitz, zwei Stunden von Dresden entfernt, hatte sich des Vormittags in das nahegelegene Dorf Kößchenbroda begeben, um das dortige Gotteshaus zu besuchen, und seine einige 50 Jahre alte Ehefrau allein in der Wohnung zurückgelassen. Als er nach beendigtem Gottesdienste zurückkehrt, findet er seine Ehefrau im Hofe in ihrem Blute liegend, und es ließen die an ihr wahrgenommenen bedeutenden Kopfverletzungen, so wie der Umstand, daß eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes vermist wurde, keinen Zweifel übrig, daß dieselbe durch Mörders Hand getödtet worden sei. Die Gensdarmrie stellte sofort die nöthigen Erörterungen an, und man erfuhr schon den Sonntag Vormittags, daß der bereits in Untersuchung gewesene, 25jährige Kutscher Franz (ein Schwestersohn der Ermordeten, in Niederpolenz bei Meissen dienend) am Bußtage

früh nach 8 Uhr in Niederwartha durch den Fährmann Hehle nach dem rechten Elbufer übergefahren worden sei, ohne das Fährgeld bezahlen zu können. Man forschte nach, ob derselbe bei seiner in Fürstenhain bei Kößchenbroda wohnenden Mutter gewesen sei, ersuhr aber, daß er dorthin nicht gekommen, vielmehr 11 Uhr desselben Vormittags sich bei dem Bahnwärter in Kößchenbroda ein Billet nach Niederau, zur Fahrt mit dem Packzuge, gelöst, und dabei einen ganzen Thaler gewechselt habe. (Franz war durch den Livreehut und Mantel leicht kennbar). Der Kreisgendarmerie Stöckel eilte hierauf sofort nach Meissen, ersuhr dort, daß Franz in mehreren Wirthschaften gewesen, ja sogar auffällige Einkäufe gemacht, und daß er halb angetrunken nach Polenz zurückgekehrt sei. Der gedachte Beamte begab sich sofort nach dem genannten Orte, und es gelang sehr bald, den Thäter zum Geständniß seines Verbrechens zu bringen. Er hatte das Beil, womit er seine Ruhme erschlagen, von seinem Dienstorte mit fortgenommen, es nach vollbrachter That wieder zurückgebracht und dann hinter eine Hecke versteckt. Das geraubte Geld beträgt 54 Thlr. Franz ist den Montag früh um 2 Uhr an das hiesige Königl. Justizamt, als die zuständige Untersuchungsbehörde, abgeliefert worden.

* Ueber die Ergebnisse des in diesen Tagen in Dresden abgehaltenen Viehmarktes, welche sich sehr günstig gestalten, können wir Folgendes berichten. Im Ganzen waren 1759 Stück Vieh (484 mehr als am vorigen Herbstmarkt) zum Verkauf ausgestellt. Der Vergleich mit letzterem stellt sich überhaupt heraus, wie folgt: Zum Verkauf waren im Nov. v. J. und im März d. J. ausgestellt:

	Pferde.	Ochsen.	Kühe.	Kalben.	Schweine.	Ferkel.
Novbr.	652	165	99	4	81	274
März	841	222	140	4	124	428

folglich 189 57 41 — 43 154 mehr als am vorigen Markte. Verkauft wurden dieß Mal überhaupt 865 Stück; 223 mehr als am Herbstmarkt 1846, nämlich:

	Pferde.	Ochsen.	Kühe.	Kalben.	Schweine.	Ferkel.
Nov.	167	69	48	3	81	274
März	211	109	74	—	104	400

folglich 44 mehr, 40 mehr, 7 wen., 3 wen., 23 mehr, 126 m. als am letztvergangenen Markt. Schöpfe und Ziegen wurden auch dießmal nicht zum Verkauf gebracht. Die Preise waren für Pferde 70 — 150 Thlr. Drei Stück wurden sogar ins Ausland für je 43 Rdr. verkauft. Für Ochsen 35 — 55 Thlr. Ein Paar, welche für 250 Thlr. ausboten waren, wurden nicht verkauft. Für Kühe 30 — 40 Thlr.; für große und fette Schweine wurden 25 — 40 und für magere 7 — 15 Thlr., für Ferkel aber 1½ — 3 Thlr. bezahlt. Die Preise waren also durchschnittlich ebenfalls höher, als am letzten Herbstmarkt. Vorzüglich waren nicht nur mehr, sondern auch schönere Pferde da, als früher, wie dies schon die Preise (am letzten Herbstmarkt waren sie 30 — 100 Thlr.) beweisen; Mähren zu 10 Thlr. waren nur sehr wenige da.

Seit längerer Zeit schon wurde in Dresden ein eigenthümlicher Industriezweig betrieben, welcher, ziemlich neu, und ohne weitere Auslagen als eine tüchtige Portion Unverschämtheit, für die Unternehmer recht gut rentirte. Es ist dieß das unbefugte Gevatterbitten. So mancher redliche Familienvater geht, wenn sich seine Familie um ein Haupt vermehrt, mit schwerem Herzen daran, die nöthigen Tauspathen zu erbitten, denn er fürchtet diejenigen, auf welche er sein Augenmerk gerichtet, zu belästigen. Die obenangedeuteten Speculanten hingegen sind minder bedenklich. Sie haben weder Frau noch Kind und gehen doch — Gevatterbitten, nicht etwa des Jahres ein Mal, sondern wo möglich alle Tage. Sie klopfen bei Leuten an, bei denen sie Wohlhabenheit und nebenbei ein gutes Herz vermüthen. Dort bitten sie, mit dem wehmüthigem Gesicht und wo möglich mit Thränen in den Augen, nächsten Sonntag um so und so viel Uhr, das „Christliche Werk“ an ihrem neugeborenen Kindlein zu verrichten; sie schildern dabei das Elend ihrer Familie, die hundertfältigen Bedürfnisse, welche die vor dem neuen Ankömmling bereits vorhandenen acht oder neun Kinder erfordern, und nennen dann ihre Wohnung, welche zufälligerweise jedes Mal in einem, der Straße, wo der Angesprochene wohnt, ganz entgegengesetzten Ende der Stadt gelegen ist. Der Gebetene, mit der Gaunerei des angeblichen Familienvaters noch völlig unbekannt, giebt, um den nächsten Sonntag ungestört zu bleiben, dem armen Teufel einen Thaler oder auch noch mehr, mit der Bitte, seine Stelle durch irgend Jemand vertreten zu lassen, und sieht zu seiner Freude, daß der gute Mann sich hierdurch nicht im Entferntesten beleidigt fühlt, sondern ihn unter tausend Lob- und Segensprüchen verläßt, um vielleicht — im nächsten Hause dasselbe Experiment zu versuchen. Im entgegengesetzten Falle sagt der gutmüthige Gevatter in spe zu, und begiebt sich nächsten Sonntag mit acht bis neun Zuckerbüten für die übrigen kleinen Würmer beladen, in einer Droschke nach der bezeichneten Straße und dem gedachten Hause. In der Regel ist die Hausnummer des Kindtaufvaters gar nicht zu finden; existirt sie aber ja, so weiß Niemand ein Wort von dem Gesuchten, viel weniger von einer Wöchnerin und einer Kindtaufe. Der gutwillige Gevatter begiebt sich nun, wie gewöhnlich, wenn man Jemanden nicht aufzufinden vermag, zu dem Polizeiwachtmeister, erzählt ihm seine Irrfahrt, und dieser schenkt ihm nun reinen Wein ein, indem er erklärt, daß sein gesuchter Kindtaufsvater ein Betrüger, der „polizeilich bekannte“ X. oder U. sei. Um eine Erfahrung reicher kehrt nun der in den April geschickte Gevatter heim und erzählt sein Abenteuer Bekannten und Freunden. So wurde denn dieses Industrie-geschäft immer bekannter und verrufener, und es ließen sich in der Stadt nur noch schlechte und obendrein gefährliche Geschäfte für die Gevatterbitter machen, denn die Polizei saß ihnen bestän-

dig auf dem Nacken, und sie erhielten gar öfters Gelegenheit, über ihre „Familienangelegenheiten“ im Gefängnisse nachzudenken. Doch ein ächtes Speculationstalent läßt sich durch solche Erfahrungen nicht gleich abschrecken. Man richtete nun sein Augenmerk auf die Landbewohner. Die Bauern, meinte man, würden sich weit eher auf den Leim führen lassen. Man legte den besten Staat an und „ging auf's Land.“ Aber für's Erste sind unsere guten Bauern nicht so dumm, wie manche „pfiffige“ Städter glauben, zweitens ist für sie das Gevatterbitten in der Regel ein weit wichtiger Act als bei den Stadtleuten, weil sie überhaupt nicht so öfters dazu kommen, und mindestens in der Stadt, ob es gleich bekannt ist, daß sie reichlich einzubinden pflegen, seltener hierzu geladen werden. Die Bauern schüttelten also, als die neuen Industrieritter einkehrten, schon darüber den Kopf, daß der „bedrängte Familienvater“ selbst kam und nicht den üblichen, vom Schulmeister oder Cantor geschriebenen Gevatterbrief übersandte, und nur wenige — gingen auf den Leim, indem sie sich, dem Wunsche der Gauner gemäß, mit einem Stück Geld von der Erfüllung des christlichen Werkes losmachten. Dabei wurden indeß die Gensdarmen mit den Kindtaufsvätern bekannt, und es dauerte gar nicht lange, so war es mit dem lucrativen Geschäft unter den Bauern zu Ende. Die letzten Versuche wurden in dem Plauen'schen Grunde und dessen Umgegend bei Guts- und Mühlenbesitzern gemacht, und einer der städtischen Gevatterbitter büßt noch jetzt seine Strafe im Dresdener Polizeihause ab. Es kann sein, daß diese erfinderiichen Industrieritter ihr Heil auch auf dem rechten Elbufer versuchen, und es erscheint deshalb nicht ganz überflüssig, die Leser d. Bl. mit diesem Treiben bekannt zu machen.

Die Redaction ist in Bezug auf die in vor. Nr. (S. 80) enthaltene, dem Frankfurter Journal entlehnte Mittheilung um die Ausnahme nachstehender Erklärung ersucht worden:

„Dem Unterzeichneten ist durchaus nichts bekannt geworden von einem besonderen Abdrucke der Rede, die er als Mitglied der ersten Kammer der sächsischen Ständeversammlung am verwichenen Landtage über das in Betreff der katholischen Dissidenten zu erlassende Interimisticum gehalten hat, und sollte ein solcher Separatabdruck erschienen, wohl gar mit Anmerkungen begleitet worden sein, so wäre dieß ohne sein Wissen geschehen.“

Joseph Dittrich,
Apost. Vikar und Dombachant.

Getreidepreise.

Radoburg, den 10. März 1847.

	5 Thlr. 20 Rgr. — pf. bis	6 Thlr. — Rgr. — pf.
Korn	5	6
Weizen	6	22
Gerste	4	22
Hafer	2	18
Erbsen	5	6
Speisekorn	3	2

Eingegangen 163 Schfl.

Neustadt-Dresden, gedruckt und zu finden in der C. Heinrich'schen Buchdruckerei.
Hierzu als Beilage: „Der Dampfwagen“ Nr. 11.